

35. Jhg. Mai 2025 Nr. 5 (438)

MASURISCHE STORCHENPOST

WELTTAG DES BUCHES

an der Lotte-Eckert-Schule



Welttag des Buches

S.4

Foto: <https://lotte-eckert-schule.de>

INHALT/ w tym numerze

- 4 Welttag des Buches
- 9 Polnische Veteranendelegation wahrt das Ge-
denken an die polnischen Befreier Berlins
Von Arkadiusz Łuba
- 14 Prof. Mirosław Ossowskis Buch
über Max Toeppen
Von Grzegorz Supady
- 17 Die „Gromadkis“, eine heute vergessene
Erweckungsbewegung in Masuren
Von Günter Schiwy
- 22 -23 **Stefan Pioskowiak** Gedichte
- 24 Mit dem Zug durch Ermland und Masuren
Von Grzegorz Supady
- 28 Das Zugpferd anno dazumal
Von Siegfried Burghardt
- 33 Der Leseteufel
Von Siegfried Lenz
- 41 Światowy Dzień Książki i Praw Autorskich 2025
– co warto o nim wiedzieć?
- 44 Grzegorz Supady: Pociągiem po Warmii i Mazurach
- 48 Siegfried Lenz: „Opętany czytelnik”
- 55 Grzegorz Supady: Max Toeppen

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Welttag des Buches

Am 23. April ist es wieder so weit: Deutschlandweit feiern Buchhandlungen, Verlage, Bibliotheken, Schulen und Lesebegeisterte am UNESCO-Welttag des Buches ein großes Lesefest. Eine regionale Tradition ist zu einem internationalen Ereignis geworden: 1995 erklärte die UNESCO den 23. April zum „Welttag des Buches“, dem weltweiten Feiertag für das Lesen, für Bücher und die Rechte der Autoren. Die UN-Organisation für Kultur und Bildung hat sich dabei von dem katalanischen Brauch inspirieren lassen, zum Namenstag des Volksheiligen St. Georg Rosen und Bücher zu verschenken. Über diesen Brauch hinaus hat der 23. April auch aus einem weiteren Grund besondere Bedeutung: Er ist der Todestag von William Shakespeare und Miguel de Cervantes. Auf dieser Seite möchten wir allen Interessierten und Lesebegeisterten die Aktionen der Welttag des Buches Partner Stiftung Buchkultur und Leseförderung des Börsenvereins, Stiftung Lesen, cbj Verlag, Deutsche Post und DHL, ZDF und avj vorstellen.

Ein Festtag für das Lesen – das ist der 23. April. Seit 1997, und damit in diesem Jahr zum 29. Mal, feiern wir gemeinsam mit unseren Partnern den Welttag des Buches mit der **Aktion „Ich schenk dir eine Geschichte“**, bei der Schüler*innen von den Buchhandlungen vor Ort ein Buchgeschenk bekommen.

Bücher machen Freude! Deshalb verschenken wir gemeinsam mit unseren Partnern und dem örtlichen Buchhandel jedes Jahr zum Welttag des Buches über eine Million davon an Kinder der 4. und 5. Klassen, Förder-, Willkommens- und Übergangsklassen (geeig-

net für Schulkinder ab 9 Jahren).

Wie das geht? Ganz einfach: Schulen melden ihre Klassen für die Aktion „Ich schenk dir eine Geschichte“ auf www.welttag-des-buches.de an und erhalten dann Gutscheine. Bei einem Klassenausflug gehen die Schulklassen in eine zuvor ausgewählte teilnehmende Buchhandlung. Dort bekommen sie gegen Vorlage des jeweiligen Klassengutscheins einen Comicroman als Buchgeschenk, der eigens für diese Aktion geschrieben wird.

Und dann? In der Schule können die Klassen das Buch gemeinsam lesen. Lehrkräfte erhalten dafür von uns passende Unterrichtsmaterialien. Und wer noch nicht genug hat, kann die Geschichte beim Schreib- und Kreativwettbewerb weiterspinnen oder am Quiz zum Buch teilnehmen.

Auf dieser Seite möchten wir allen Interessierten und Lesebegeisterten die Aktionen der Welttag des Buches Partner Stiftung Buchkultur und Leseförderung des Börsenvereins, Stiftung Lesen, cbj Verlag, Deutsche Post und DHL, ZDF und avj vorstellen.

Ich schenk dir eine Geschichte

Die Buch-Gutschein-Aktion „Ich schenk dir eine Geschichte“ ist eine deutschlandweite Kampagne zur Leseförderung. Seit 1997, und damit in diesem Jahr zum 29. Mal, feiern wir gemeinsam

mit unseren Partnern den Welttag des Buches mit der Aktion „Ich schenk dir eine Geschichte“, bei der Schüler*innen von den Buchhandlungen vor Ort ein Buchgeschenk erhalten. Rund um den Welttag des Buches am 23. April bekommen Schulkinder der 4. und 5. Klassen so bundesweit jedes Jahr eine speziell für den Tag geschriebene Geschichte geschenkt. Mit dem Welttagsbuch soll Kindern die Freude am Lesen vermittelt werden.

Den großartigen Erfolg verdankt die Aktion vor allem den zahlreichen Buchhändler*innen, die das Welttagsbuch auf eigene Kosten bestellen, um es den Schüler*innen zu schenken. Dazu erhalten die angemeldeten Klassen jeweils einen Gutschein, mit dem sie sich bei einem Klassenbesuch ihre Buchexemplare zum Welttag des Buches in ihrer Buchhandlung abholen können.

Mit großem Engagement kombinieren die Buchhandlungen diese Aktion häufig mit eigenen Veranstaltungen.

Ziel der Kooperation ist es, Kinder mit spannenden Geschichten für das Lesen zu begeistern und ihre Lesekompetenz zu stärken. Darüber hinaus soll Kindern, die noch nicht gut Deutsch sprechen oder nicht gerne lesen, Lesespaß vermittelt sowie ein Beitrag zur Inklusion geleistet werden. Der Romantext wird zu diesem Zweck durch zahlreiche Illustrationen von Timo Grubing erweitert. Somit eignet sich das Buch auch gut für den Einsatz in Integrations-, Förder- und Willkommensklassen (für Schulkinder ab 9 Jahren).

Für die schulische Leseförderung sind die Aktionen rund um den Welttag des Buches von besonderer Bedeutung. Diese sollen den Kindern und Jugendlichen vor allem Freude am Lesen und an Büchern vermitteln. In diesem Sinne veranstalten die Stiftung Buchkultur und Leseförderung des Börsenvereins des Deutschen

Buchhandels, der örtliche Buchhandel, die Stiftung Lesen, der cbj Verlag, die Deutsche Post und DHL sowie das ZDF die Buch-Gutschein-Aktion: Bei einem Klassenbesuch einer teilnehmenden Buchhandlung können alle Schüler*innen der Jahrgangsstufe 4 und 5 gegen Vorlage eines Buch-Gutscheins kostenlos ein Exemplar des neuen Welttagsbuchs der Reihe „Ich schenk dir eine Geschichte“ erhalten.

<https://www.welttag-des-buches.de/ich-schenk-dir-eine-geschichte>



Der „moderne Buchdruck“, der sich auf die Erfindung von Johannes Gutenberg um 1450 bezieht, ist ein Begriff, der sich auf die Technik des Druckens mit beweglichen Metalllettern bezieht. Die Skulptur mit dem Titel „Der moderne Buchdruck“ wurde am Bebelplatz aufgestellt und besteht aus 17 Schalensegmenten, die wie Bücher gestapelt sind, mit Namen deutscher Dichter und Schriftsteller.

<https://pl.pinterest.com>

Polnische Veteranendelegation wahrt das Gedenken an die polnischen Befreier Berlins

von Arkadiusz Łuba

Es ist ein wolkenloser, sonniger Tag, jener 2. Mai 2025, als die polnische Delegation in Berlin ankommt. Darunter sind vier Kriegsveteranen, im Alter zwischen 93 und 101 Jahren, die vor 80 Jahren an der Schlacht um Berlin teilgenommen und zur Befreiung des Konzentrationslagers Sachsenhausen beigetragen haben. Die Reise haben das polnische Amt für Veteranen und Opfer politischer Repressionen und das Pilecki-Institut organisiert.

Eine Veranstaltungsreihe wartet auf die noblen Herren und alle, die sie dabei begleiten wollen. Am Denkmal für die Soldaten der 1. Polnischen Armee am Gebäude der Technischen Universität an der Straße des 17. Juni werden feierlich Blumenkränze niedergelegt, um die Helden zu ehren. Während die jüngere Generation sich den Schatten sucht und die Sonnenstrahlen meidet, verharren die Männer unerschütterlich auf ihren Posten. Wahrscheinlich ähnlich wie zu den Zeiten des Krieges sind sie sich auch heute noch ihrer Pflichten bewusst. Und doch sagt der Oberleutnant Józef Nowak (93), er sei zufällig in die Armee gekommen und mit ihr auch später nach Berlin. Er nahm als Dreizehnjähriger an dem Warschauer Aufstand teil, seine Eltern seien ein paar Jahre zuvor gestorben. Die geerbten Schallplatten, die er abspielte, gefielen den Soldaten und so nahmen sie ihn mit.

In Reihen der Kommunikationseinheit ging er nach Berlin, wo er die Leitungen zwischen anderen Einheiten herstellte. Gefragt nach

Heldentaten antwortet Nowak: „Sie haben aus mir einen Helden gemacht. Jetzt im Ruhestand beschäftige ich mich intensiver damit. Als ich mir aber noch selber das Brot verdienen musste, hatte ich keine Zeit für Heldentaten. Ich hatte einfach Glück, dass ich den Krieg überlebt habe. Ich wurde bei Kolberg verletzt, lag unter Schutt und Asche nach einer Bombenexplosion und so war der Krieg für mich zu Ende“.

Für Nowak seien solche Feiertage wie der heutige eine unangenehme und schmerzhaft Reminiszenz. „Jeden Tag haben wir Menschen, die andere Menschen ermorden; wenn nicht physisch, dann beispielsweise ökonomisch“, betont er: „Es sind nicht nur Putin oder Stalin. Jeden Tag gibt es Menschen, die ihnen gleichen“.

Ein etwas anderes Narrativ ruft Krzysztof Ruchniewicz, Direktor des Pilecki-Instituts, in Erinnerung. Nach dem Historiker seien die Frühlingstage 1945 für die Polen – besonders für jene Soldaten, die an der West- und Ostfront sowie im heimischen Untergrund jahrelang fast ununterbrochen kämpften – „eine Zeit des Triumphs, des Stolzes und großer Freude, aber auch der Bitterkeit gewesen. Das erste Opfer des Krieges wurde nun zum Opfer der Nachkriegspolitik“. Das Drama Polens spiegele sich in den Schicksalen seiner Soldaten: „Sie kämpften und starben für ihr Land, aber auch für die Alliierten – in verschiedenen Einheiten, an verschiedenen Fronten im Osten und Westen“, so Ruchniewicz weiter.

Für die Anwesenden ist es symbolisch, dass der 80. Jahrestag der Einnahme Berlins auf die Feierlichkeiten zum Tag der polnischen Flagge fällt. Er wurde 2004 ins Leben gerufen und soll an die Bedeutung der polnischen Nationalsymbole erinnern. Der 2. Mai wur-

de nicht ohne Grund gewählt: Im Jahr 1945 hissten polnische Soldat die polnische Flagge an der Siegessäule mitten im Tiergarten der deutschen Hauptstadt. Sie hing nur kurze Zeit da und musste der französischen weichen. So seien die heutigen Veranstaltungen Teil umfassender Bemühungen, das Gedenken an den polnischen Beitrag zum Sieg über Nazi-Deutschland zu festigen, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, sagt Jan Tombiński, Geschäftsträger der Republik Polen in der Bundesrepublik Deutschland: „Obwohl polnische Soldaten die viertgrößte alliierte Streitkraft bildeten und militärisch häufig eine Schlüsselrolle spielten – etwa in der Luftschlacht um England, in Tobruk, Monte Cassino, bei der Befreiung der Niederlande und Belgiens sowie in der Schlacht um Berlin – wurden sie von der Siegesparade in London ausgeschlossen. Auch das Gedenken an die polnischen Opfer bedarf der Wiederherstellung und Hervorhebung“, betont der Diplomat.

Doch wie kam die polnische Fahne eigentlich an die Siegessäule? –Der vor zehn Jahren verstorbene Hauptmann Antoni Jabłoński, der am 2. Mai 1945 die polnische Flagge auf der Siegessäule hisste, erzählte es seinem Sohn Józef: Es habe damals an jedem Material gefehlt. Doch der Tiergarten sei mit bunten Fallschirmen bedeckt gewesen – den Resten von der Luftwaffe auf diesem Wege gelieferter Verstärkung. Ein paar Oberleutnants der 1. Polnischen Armee haben aus Teilen von weißen und roten Fallschirmen mithilfe von Kabeln die polnische Fahne genäht und an die Siegessäule gebracht. Józef Jabłoński schaut heute sichtlich stolz auf das polnische Nationalsymbol, das wieder kurz über Berlin weht.

Major Bolesław Danielkiewicz (101), Soldat der 1. Polnischen Ar-

mee und Teilnehmer am Sturm auf Berlin, „erlebt das Ganze zu tiefst erschüttert“. Da die Kriegserinnerungen furchtbar seien, setze er den heutigen Tag wieder mit dem Kriegsende gleich. In seinem Alter will er nicht mehr darüber viel sprechen, jede Silbe fällt ihm schwer. Von seiner Generation sind alle gegangen. „Alle Völker haben damals gleichermaßen gelitten, egal ob Polen, Tschechien, Ukrainer oder Deutsche. Und trotzdem gibt es heute Menschen, die das Böse wollen“, sagt der ehemalige Soldat. Deswegen setzt er und hofft auf die Versöhnung: „Man soll es hinbekommen, dass alle in Europa zusammen halten. Solange Europa zusammenhält, wird alles gut. Sonst könnte sich das Schlimme des Zweiten Krieges wiederholen“. Stolz und aufgerichtet legt er Blumen am Denkmal des polnischen Soldaten und des deutschen Antifaschisten an der Virchowstraße nieder.

An der Schlacht um Berlin nahmen über 180.000 Polen teil. Viele Soldaten der 1. Polnischen Armee, die an der Seite der Roten Armee kämpften, waren zuvor Opfer stalinistischer Repressionen. Sie wurden nach Sibirien deportiert oder in Gulags interniert und hofften zunächst, sich der Gen.-Anders-Armee (ein informeller Name der Polnischen Streitkräfte in der Sowjetunion 1941-1942, der größten regulären militärischen Formation, die über Persien in den

Nahen Osten gelangte und an der Seite der sowjetischen Roten Armee und an der Seite westlicher Alliierten kämpfte) anschließen zu können. Für viele jedoch blieb dieser Weg aus organisatorischen, politischen oder zeitlichen Gründen verschlossen. Die Sowjetunion blockierte diesen Übertritt gezielt, und der Eintritt in die 1. Polnische Armee erfolgte oft unter Druck. Auch eine Rück-

kehr in die Heimat war für viele keine Option. Vor diesem Hintergrund entschieden sich viele – unter den damaligen historischen Bedingungen –, den Kampf gegen das NS-Regime aufzunehmen oder fortzusetzen.

Während die Rolle der 1. Polnischen Armee nach 1945 in der Volksrepublik Polen offiziell hervorgehoben wurde, geriet sie nach dem politischen Umbruch von 1989 zunächst in den Hintergrund. Über lange Zeit wurden das Gedenken an die Heimatarmee, den polnischen Untergrundstaat und die Exilregierung-Formationen, die im kommunistischen Nachkriegspolen ignoriert oder diskreditiert worden waren –wiederhergestellt, bevor sich ein inklusiveres Geschichtsverständnis im kollektiven Gedächtnis entwickeln konnte.

Prof. Mirosław Ossowskis Buch über Max Toeppen

Von Grzegorz Supady

Im Jahr 2024 veröffentlichte der wissenschaftliche Verlag der Universität Danzig das von Professor Mirosław Ossowski verfasste Buch mit dem Titel „Max Toeppen (1822-1893). Historiker, Philologe, Direktor einer Mittelschule“.

Toeppen ist Autor zahlreicher Publikationen, von denen einige in den letzten Jahren ins Polnische übersetzt worden waren. Das 1870 erstmals veröffentlichte Werk des Gelehrten heißt „Geschichte Masurens – Ein Beitrag zur preußischen Landes- und Kulturgeschichte“ und zählt zu seinen bekanntesten Abhandlungen. Ihre polnische Übersetzung wurde 1995 von der Kulturgemeinschaft Borussia in Allenstein veröffentlicht.

Eine akribische Übersetzung und ein dazugehöriger Kommentar sind Małgorzata Szymańska-Jasińska und Grzegorz Jasiński zu verdanken. Nach fast drei Jahrzehnten wurde Professor Jasiński auch Gutachter der neuesten Buchpublikation von Professor Ossowski. Ein auf dem Buch umschlag abgedrucktes Fragment seiner Rezension spiegelt den Inhalt dieser innovativen Studie sehr genau wider, so dass es sich lohnt, dessen Wortlaut hier anzuführen:

Die Wahl von Max Toeppen und seinen wissenschaftlichen Errungenschaften als Forschungsgegenstand scheint sehr bewusst getroffen zu sein. [...] das Werk von Professor Mirosław Ossowski stellt nicht nur eine Analyse des Werks des preußischen Historikers dar, sondern die wissenschaftlichen Errungenschaften Toeppens

wurden in den breiten Kontext seines gesamten Lebens gestellt. Es kann festgestellt werden, dass es sich um eine analytische Studie über die Aktivitäten des preußischen Bürgertums im damaligen Wissenschafts- und Bildungssystem handelt.

Bisher hat man sich mit Toeppen hauptsächlich als Wissenschaftler beschäftigt, seine pädagogische Arbeit ist nicht näher erörtert worden. Das Buch präsentiert die Biografie des Autors der „Geschichte Masurens“ – vom Beginn der Gymnasialausbildung über die nachfolgenden Phasen des Berufslebens bis hin zur Pensionierung. Vor diesem Hintergrund wurden seine wissenschaftlichen Errungenschaften gezeigt. Eine solche Annäherung an die Thematik halte ich für einen wichtigen Vorteil der zu rezensierenden Monografie, weil sich ihr Autor nicht auf die Analyse der Werke des Autors beschränkt, sondern ihn auch als Menschen dargestellt hat [...]

sowski gliederte den Inhalt seines Buches sehr klar, und zwar nach den einzelnen Lebensabschnitten Toeppens, die von den aufeinanderfolgenden Städten bestimmt wurden, in denen er lebte und wirkte: Königsberg (1822-1848), Elbing (1848-1850), Posen (1850-1854), Hohenstein (1854-1869), Marienwerder (1869-1882), schließlich wieder Elbing (1882-1893). Bemerkenswert ist, dass Toeppen zwei dieser Städte getrennte Monografien widmete: Hohenstein („Geschichte des Amtes und der Stadt Hohenstein“, 1859) und Marienwerder („Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten“, 1875). Ins Polnische wurde die erste davon übersetzt.

So formulierte der Verfasser die wissenschaftlichen Prämissen, die hinter der Idee seiner Veröffentlichung steckten;

Der Autor [...] hat es sich zum Ziel gesetzt, u.a. eine Antwort auf die von Historikern mitunter gestellte Frage zu finden, warum To-

eppen seinen Traum von einer akademischen Laufbahn aufgegeben und eine Stelle als Mittelschullehrer angenommen hat, in der er sich als Lehrer und Wissenschaftler zugleich verwirklicht hat. Die übergeordnete Aufgabe bestand jedoch darin, das gesamte, etwas komplizierte, aber erfüllte Leben dieses Forschers zu rekonstruieren und in systematischer Form darzustellen und den Entstehungsprozess seines überaus reichen Schaffens aufzuzeigen.

Toeppen war ein außergewöhnlicher, charismatischer Mann, der sich auch durch seine Beteiligung an pädagogischen Aktivitäten und der Arbeit wissenschaftlicher Gesellschaften auszeichnete, die sich zu seiner Zeit dynamisch entwickelten“ (S. 10).

Die obigen Worte sind vielleicht die beste Empfehlung, um sich mit dem Leben, der Tätigkeit und den wissenschaftlichen Arbeiten von Max Pollux Toeppen vertraut zu machen, weil diese Monografie, die unter Einhaltung aller von der wissenschaftlichen Strenge festgelegten Bedingungen erstellt wurde, den Protagonisten auf lebendige Weise, d.h. auch in verschiedenen Alltagssituationen, darstellt.

Im Schlussteil seines Buches erinnert der Autor daran, dass beim Begräbnis, das auf dem heute nicht mehr existierenden evangelischen Friedhof St. Marien in Elbing stattgefunden hatte, das von Felix Mendelssohn-Bartholdy vertonte Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ eingestimmt wurde. Es sei hiermit die erste Strophe davon angeführt:

*Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muss scheiden, ja scheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt,
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden, als Scheiden, ja Scheiden!*

**Die „Gromadkis“,
eine heute vergessene Erweckungsbewegung
in Masuren
Von Günter Schiwy**

Der im 18. Jahrhundert in Masuren durch die Armut und Not einsetzende sittliche und kirchliche Verfall führte zum Entstehen einer Erweckungsbewegung, die an Sonn- und Feiertagen in den Privathäusern Gebetsversammlungen abhielt.

Die Anhänger dieser Gemeinschaft unterwarfen sich einer strengen Lebensweise zur Förderung von Sitte, Moral und evangelischem Gedankengut, indem sie die Unsitten vor der Eheschließung, das Laster der Trunksucht und andere Untugenden bekämpften.

Die Mitglieder dieser Vereinigung bezeichneten sich masurisch als „Gromadkis“ = „das Häuflein der Versammelten“, abgeleitet von dem Wort „Gromadka“:= das Häuflein, die kleine Gruppe.

Da die Gromadkis bei ihren Gebetsversammlungen sich der masurischen Sprache und der masurischen Bibeln und Gesangbücher bedienten, stellten sie innerhalb der evangelischen Kirche ein „eigenes Kirchlein in der Kirche“ oder innerhalb der Volkskirche eine Regionalkirche dar.

Außerdem wurden ihre Gottesdienste nicht von Theologen, sondern von Laienpredigern den sogenannten „Stundenhaltern“, in masurischer Sprache gehalten.

Diese im 18. Jahrhundert einsetzenden Evangelisations- und Erbauungstunden fanden in der masurischen Bevölkerung, insbesondere bei den älteren Menschen, die masurisch sprachen, großen Anklang. Sie wandten sich nämlich gegen das „tote Christentum“, das große Sünden duldete. So entstand in Masuren ein neues geist-

liches Leben aus dem Bedürfnis der religiösen Empfänglichkeit seiner Bevölkerung durch echte Selbsthilfe, weil die eigentliche Volkskirche sie nur mangelhaft kirchlich versorgte. Es fehlten die erforderlichen Pfarrer und Kirchen.

Auch im Kreis Neidenburg waren die Gromadkis, sogar noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, weit verbreitet.

Am Anfang sind die Gromadkis behördlich durch die Polizei behindert und ihre Versammlungen verboten worden; Lehrer sind deshalb sogar aus dem Schuldienst entlassen worden, weil angeblich die Gromadkis „eine dem geistlichen Amt feindselige Sekte seien“. Deshalb verfügte 1893 das Kulturministerium, daß „die Versammlungen der Gromadkis lediglich der Förderung der Frömmigkeit dienen und die gläubigen Pfarrer sich so zu verhalten hätten, daß ihr Zusammenhang in der Kirche gewahrt bleibe“.

Die masurischen Gromadkis wurden zu den Pietisten gezählt, weil sie in den Versammlungen im kleinen Kreis zur Intensivierung des Schrifttums durch die Aussprachemöglichkeit beitrugen und sich durch ihre evangelische Erweckungsbewegung der Herzensfrömmigkeit und der tätigen Nächstenliebe in ihrer christlichen Haltung verschrieben haben.

Späterer Leiter der masurischen Gebetsvereine wurde Christoph Kukat (1844-1914) aus Wersmeninken, Kreis Pillkallen, der zwischen den nördlichen und südlichen Teilen Ostpreußens die Verbindung und den Zusammenhalt herstellte. Der Zusammenschluß firmierte unter dem Namen „Ev.-Luth. Gebetsverein innerhalb der Landeskirche“.

Kukat war es auch, der das Gemeinschafts- und Mitteilungsblatt „Friedens-Bote“ im Jahre 1881 in deutscher und litauischer Sprache wöchentlich herausgab. Durch den „Friedens-Boten“ wurde

die Verbindung der Gemeinschaftskreise im nördlichen und südlichen (masurischen) Teil Ostpreußens hergestellt. Der „Friedens-Bote“ ist in Memel gedruckt worden. Er war ein Bote, der den Frieden Gottes in die Häuser und Familien Ostpreußens hineintra- gen sollte, wie sein Titel es ausdrückt.

Das Gemeinschaftsblatt ist in Masuren gern gelesen und von den Gläubigen gut angenommen worden. Der „Friedens-Bote“ enthielt Predigten der Laienprediger, Berichte der Gemeinschaftsarbeit, kündigte auch die nächsten Versammlungen, Missionsfeste und weitere Dienste der Prediger an und regelte den Prediger-Reise- dienst.

Die Gebetsversammlungen in Masuren sind sowohl in masurischer als auch in deutscher Sprache von den berufenen Predigern ge- halten worden. Die Gottesdienste hielt man in Kirchen, Schulen, Gemeinschaftshäusern, Bethäusern, Privatwohnungen, auf Höfen, in Scheunen, auf freiem Feld und im Wald ab.

Die Gläubigen strömten aus den entlegensten Gegenden heran. Sie kamen etliche Kilometer zu Fuß bei stürmischem Schneegestöber und standen Kopf an Kopf in den Gottesdiensten. Die Gebetsver- sammlungen hatten einen riesigen Zulauf.

An Sonntagen mußten große Säle angemietet werden, weil die Bauernstuben zu klein waren. Oft wirkten auf ihnen christliche Posaunen- und Gesangchöre mit. Das Verlangen nach derartigen Versammlungen in Masuren war groß und gleichzeitig mit viel Opferbereitschaft verbunden.

Ein Reiseprediger hielt oft über das Wochenende vier bis sechs Versammlungen an den verschiedensten Orten ab.

Die gastgebenden Familien waren auf Übernachtungen eingerich- tet; der Prediger schlief im sogenannten „Predigerbett“. Auf Grund

dieser Nachfrage hielt man zusätzlich zu den örtlichen Gebetsversammlungen noch Jahresfeste, Kreisfeste und Einweihungsfeiern von Betsälen ab.

Die Laienprediger der evangelisch-lutherischen Gebetsvereine hatten sich eng an die Schriften der Theologen der Reformation und des Pietismus zu halten, insbesondere aber an das lutherische Bekenntnis. Neben den Unterweisungen war das Eigenstudium erforderlich, wobei auf die reformatorische Lehraussage von Gesetz und Evangelium zu achten war.

Um 1900 dienten etwa hundert Laienprediger als Wanderseelsorger auf den einzelnen christlichen Gebieten in Ostpreußen. Sie haben die Erweckungsbewegung der evangelisch-lutherischen Gebetsvereine über ganz Deutschland verbreitet, insbesondere aber in Nordrhein-Westfalen, wo heute viele Ostpreußen beheimatet sind. Der Zweite Weltkrieg hat die Gemeinschaftsarbeit der Gebetsvereine in Masuren, ja in ganz Ostpreußen ausgelöscht. Die evangelischen Gromadkis in Masuren gibt es nicht mehr.

Neidenburger Heimatbrief • Nr. 114

Die Aktivitäten der Gromadkis konzentrierten sich auf die Städte:
Soldau/Działdowo,
Neidenburg/ Nidzica,
Hohenstein/Olsztynek,
Osterode/Ostróda,
Passenheim/Pasym
und Ortelsburg/Szczytno.

Infolge der starken Auswanderung nach Deutschland gab es in Westfalen, insbesondere in Essen und in der Umgebung von Gel-

senkirchen, eine bedeutende Gemeinschaft masurischer Gromadkis (in der Zwischenkriegszeit lebten dort etwa 4.000 Masuren).

Prominente masurische Prediger:

- Reinhold Barcz
- Jan Bądzio
- Karol Glimski
- Jan Jenczio
- Krzysztof Kukat
- Gottlieb Kompa
- Bogumił Leyk
- Wilhelm Małtek
- Jan Paprota
- Franciszek Jan Pilchowski
- Fryderyk Wallesch

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Gromadkarze>

Tłumaczenie: deepl

Stefan Pioskowik

Der Tastatur Klang

Es entsteht ein Gesang
Aber zunächst mein Bleistift
Erst dann ä ö ü mit der Taste Shift

Und vor ihnen
Gedanken die dienen
Um dir wieder zu dichten
Ich kann darauf nicht verzichten

Ein süßer Wahn
Ich bin in seinem Bann
Du kannst du sollst mich auslachen
Ich werde aus diesem Traum nie aufwachen

Keine Algorithmen

Werde ich dir widmen
Nur Gefühle in Gedichten
Die werde ich an dich stets richten

Du sagst nicht Nein
Ich fühle mich nicht allein
Wenn ich für dich schreiben kann
Ein überglicklicher Dichter und Mann

Kein Informatiker
Deiner Schönheit Fanatiker
Ich kann sie mir gut imaginieren
Ich will dabei meine Sinne verlieren

April 2025

Stefan Pioskowik

Zu dir ich mich bewege

Obwohl seltsam sind die Wege
Ich weiß dass sie mich richtig führen
Ich fühle mein Herz kann sich nicht irren

Wie es reagiert
Wie es sich engagiert
Wie es vor Freude schreit
Wie es sich sehnt nach dieser Zeit

In der wieder
Schreibe ich nieder
Was in ihm geboren ist
Schön und wunderbar du bist

Im Bann

Ein glücklicher Mann
Ich mich durchaus befinde
Was ich dabei nicht alles empfinde

Zu dir
Jetzt und hier
Das bringe ich zu Papier
Es entsteht meiner Gefühle Brevier

Mit Gebeten
Von deinem Poeten
Ich bete sie zu allen Tagzeiten
Mein Herz verfasst täglich neue Seiten

Mai 2025

Mit dem Zug durch Ermland und Masuren

Von Grzegorz Supady

Die Eröffnung des neuen Hauptbahnhofs in Allenstein, nach vielen Jahren eines mit dem Bau verbundenen Tauziehens zwischen verschiedenen Behörden veranlasst, einen genaueren Blick auf den aktuellen Stand und die Perspektiven des Eisenbahnverkehrs in der Region zu werfen. Das Äußere des Bahnhofsgebäudes selbst mag zwar einige Kontroversen hervorrufen, ebenso wie die Unterbringung der Fahrkartenschalter im dunklen Untergeschoss, aber auf jeden Fall kann man über neue Dimensionen des Reisens sprechen. Der größte Komfort im Zusammenhang mit der Modernisierung von Bahnsteigen ist der Einbau von Aufzügen und Rolltreppen, die trotz relativ häufiger Ausfälle das Leben der Reisenden erheblich erleichtern. Der Ausbau der Gleise, ihre Verlängerung und die Erhöhung der Anzahl der Parkgleise ermöglichen es, Allenstein mit einer viel größeren Anzahl von Zügen pro Tag zu erreichen, sowie das Erscheinen von viel längeren Zügen an diesem Bahnhof als zuvor. Es ist erwähnenswert, dass sich die Innenräume des Hauptbahnhofs und seiner Umgebung derzeit von vielen anderen modernen Gebäuden dieses Typs in Europa kaum unterscheiden.

Ähnliche Veränderungen zum Besseren haben sich auch am Bahnhof in der drittgrößten Stadt Ermlands und Masurens, nämlich in Lyck, vollzogen. Die Arbeiten dort beziehen sich hauptsächlich auf die Modernisierung der Eisenbahnstrecken, die in diese Stadt führen, sowie auf den Ausbau des Schienenverkehrskorridors Rail Baltica, der in Zukunft nach Litauen, Lettland, Estland und sogar

Finnland führen wird. Ein wichtiges Ereignis für Lyck war die Inbetriebnahme des kürzlich modernisierten Abschnitts in Richtung Lötzen. In naher Zukunft soll die gesamte Bahnstrecke Lyck-Lötzen-Rastenburg-Korschen elektrifiziert werden, zudem sollen an einigen Bahnhöfen zusätzliche Bahnsteige und Ausweichspuren gebaut werden, wodurch zu erwarten ist, dass sich die Fahrzeit auf dieser Strecke deutlich verkürzt.

Für die Einwohner von Lötzen bedeutet dies auch, die Möglichkeit eines schnelleren Zugangs ins Landesinnere zu schaffen – sowohl über Lyck als auch über Allenstein. Lötzen hat bereits eine saisonale Verbindung mit Warschau und Krakau (mit dem Zug „Hańcza“). Fernverkehrszüge, die von Białystok nach Allenstein und Danzig bzw. weiter nach Stettin fahren, verkehren derzeit auf Umwegen durch Johannisburg und Ortelsburg. Nach Abschluss aller Arbeiten, der vorläufig für das kommende Jahr geplant ist, sollen sie auf ihre alten Routen zurückkehren. Inzwischen fordern die Bewohner der letztgenannten Städte, dass sie zurückgelassen werden, weil man sich in den letzten Jahren bereits an ihre Anwesenheit gewöhnt hat!

Und es ist erwähnenswert, dass jahrelang keine Fernzüge durch diese malerischen Städte fuhren, was zunächst mit der Einstellung des Betriebs dieser Eisenbahnlinie und später mit der Einführung von nur Regionalzügen zusammenhing, die Lyck mit Allenstein über die Johannisburger Heide verbanden.

Hoffentlich werden die Einwohner der entlang dieser Route gelegenen Ortschaften in Zukunft nicht vom Verkehr ausgeschlossen und dadurch abgehängt, was bekanntlich nicht nur katastrophale

Folgen für ihr Wohlergehen haben, sondern sich auch negativ auf die wirtschaftliche Entwicklung auswirken kann. Wichtig für die Beseitigung der weißen Flecken auf der Verkehrskarte der Region war die Wiederherstellung der Eisenbahnverbindungen auf der Strecke Braunsberg-Allenstein (über Mehlsack und Wormditt) und deren Verlängerung in Richtung Ortelsburg und das sich bereits in der Woiwodschaft Masowien befindende Städtchen Chorzele, Dadurch ist es möglich, mit Umstieg nach Ostrołęka zu reisen und von dort weiter nach Białystok und Warschau. All dies sind gute Beispiele für die systematische Entwicklung des Schienenverkehrs in Ermland und Masuren.

Aufgrund der Besonderheit des Standortes ist es nicht vergleichbar mit den Errungenschaften in der Woiwodschaft Niederschlesien, wo nicht nur viele inländische, sondern auch grenzüberschreitende Verbindungen (nach Deutschland und Tschechien) bestehen. Dies ist vor allem der örtlichen der Regional ahn Gesellschaft Koleje Dolnośląskie (Niederschlesische Eisenbahnen) zu verdanken, die einen ehrgeizigen Plan zur Reaktivierung des einst dichten Netzes von Bahnverbindungen unternahm, das während der sogenannten politischen Transformation in Polen nach 1989 aufgelöst wurde.

Den ersten Erfolg erzielten die KD vor einigen Jahren, nachdem man die Eisenbahnverbindung nach Trebnitz (gelegen in der Nähe von Breslau) wiederhergestellt hatte. Diese Verbindung erwies sich als Volltreffer, denn sie wird von vielen Menschen genutzt, die täglich nach Breslau pendeln. Eine weitere spektakuläre Errungenschaft dieses Unternehmens war der Wiederaufbau der Bahnstrecke nach Langenbielau, dann nach Bad Flinsberg, Bad

Charlottenbrunn und neuerdings nach Krummhübel. Es sei daran erinnert, dass dieser berühmte Wintersportort in der Vorkriegszeit eine elektrische Zugverbindung mit Hirschberg und damit auch mit Berlin hatte. Koleje Dolnośląskie planen auch die Reaktivierung von Schienenstrecken in andere Städte und Gemeinden der Region, darunter nach Goldberg, Schmiedeberg, Gnadenfrei und Bad Landeck.

In letzterem Fall ist es eine echte Herausforderung, da die Bahninfrastruktur an diesem Ort nach dem Hochwasser im Herbst 2024 sehr stark beschädigt wurde.

In Ermland und Masuren schiene es notwendig, die Eisenbahnlinie zu reaktivieren, die durch das Herz der Region führt, d.h. über Bischofsburg, Sensburg und Arys.

Die Einwohner dieser Städte erinnern sich gerne an die früheren Verbindungen nicht nur mit Allenstein, sondern auch an die saisonalen Verbindungen mit Warschau, Łódź und Posen. Schließlich ist die Reduzierung des Straßenverkehrs im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung in der Region, die ja manchmal als die grüne Lunge Polens bezeichnet wird, von besonderer Bedeutung.

Eine andere Sache ist, dass dies nicht immer verstanden wird, wie die jüngste Entscheidung der Stadtverwaltung zeigt, den Schienenverkehr in Allenstein in den kommenden Jahren nicht weiterzuentwickeln.

Das Zugpferd anno dazumal

Von Siegfried Burghardt

Das Pferd war noch im 20. Jahrhundert besonders in der Landwirtschaft als Zugtier unentbehrlich. Der Begriff „Pferdestärke (PS)“ ist vor allem als Vergleich der Leistungsfähigkeit von Automobilen bekannt. James Watt führte ihn im 18. Jahrhundert ein, um die Leistung von Dampfmaschinen zu vergleichen. Da wir das Pferd gegenwärtig fast nur als Reittier im Sport erfahren, ist es uns nur wenig bewusst, welche große Bedeutung es ehemals als Zugtier hatte. Die Älteren werden sich noch erinnern, dass große Brauereien zu Werbezwecken noch eine Zeitlang schwere, starke Kaltblüter, die sog. Brauerei-Pferde, vor die Fahrzeuge spannten, mit denen sie ihr Bier auslieferten.

In den masurischen Bauerndörfern dominierten noch in den Jahren des II. Weltkriegs Pferdewagen im öffentlichen Verkehr. Sie prägten den dörflichen Charakter ganz wesentlich. Das habe ich dort von meinem sechsten bis zum zwölften Lebensjahr erfahren. Fast alle Bauern hatten weder ein Auto noch einen Traktor. Die Fortbewegung erfolgte ohne Motorenlärm und die Tätigkeiten mit den Tieren im Tages- und Jahresrhythmus der Natur. Als Zugtiere dienten vor allem sog. Kaltblüter, schwere Pferde mit ruhigem Temperament.

Die sog Warmblüter, zu denen auch die ostpreußische Rasse der Trakehner gehört, sind deutlich leichter und temperamentvoller. Die Zugpferde waren fast das ganze Jahr zuverlässige Helfer der Bauern. Ende März begann die Feldarbeit. Dann sangen wir im Kindergarten und in der Volksschule:

„

Im Märzen der Bauer die Rössl ein einspannt.

Er setzt seine Felder und Wiesen stand.

Er pflügt und get und sät

und führt seine Hände frühmorgens bis spät.“

In diesem Lied kommt auch die Wertschätzung der Bauern und ihre Landarbeit zum Ausdruck. In jenen Jahren waren die meisten Dorfbewohner noch in der Landwirtschaft beschäftigt.

Mit Bewunderung habe ich die schwere Arbeit der Landarbeiter beim Pflügen wahrgenommen. Kraftvoll und geschickt hielten sie den vom Pferd gezogenen Pflug auf gerader Linie in der Spur. Zur Erntezeit spannte man Pferde vor mächtige Leiterwagen, die sehr hoch mit Heu oder Stroh beladen wurden. Das waren hölzerne Wagen mit einer Deichsel, deren Seitenwände die Form einer Leiter hatten. Die hölzernen Speichenräder hatten Metallreifen.

Beim Verladen von Heu waren wir größeren Kinder oft dabei und halfen gern beim Zureichen mit der Heugabel hoch auf den Leiterwagen, wo meist Frauen das trockene Viehfutter stapelten. Wenn die Ladung die gewünschte Höhe hatte, wurde ein Holzstamm, der sog. Wiesenbaum, darübergelegt und mit Seilen befestigt. Zu unserer Freude hob man uns auf den riesigen Heuhaufen. Es war eine wahre Wonne, die Heimfahrt im duftenden Heu zu genießen.

Die Kartoffelernte wäre ohne die Zugkraft eines Pferdes viel zu mühsam gewesen. Auf dem Kartoffelacker spannte man ein Pferd vor den Schleuder-Roder. Mit einer Pflugschar lockerte er den Boden, und mit den Zinken eines Schleuderrades schleuderte er die Kartoffeln.

Es lockte nicht nur die Auffrischung des Taschengeldes, sondern auch das gemeinsame Erlebnis am Lagerfeuer nach getaner Arbeit. Die in der Glut erhitzten Pellkartoffeln und am Spieß gerösteten Würstchen schmeckten an der frischen Luft vorzüglich.

Sorgfältig achteten die Bauern darauf, dass die Hufe ihrer vierbeinigen Arbeitskollegen mit dem passenden „Schuhwerk“ ausgestattet waren. Der Hufschmied war ein wichtiger Beruf, der im Dorf sehr geschätzt wurde. Er hatte nichts dagegen, wenn Kinder ihm bei der Arbeit zuschauten, was ich gern tat. Staunend konnte ich schauen, wie er das glühende Hufeisen auf dem Amboss bearbeitete und passend formte. Es war besonders spannend, den Eisenwechsel an den Hufen und das Verhalten temperamentvoller Pferde zu beobachten. Der häufig weithin hörbare, helle Klang des Ambosses war ein typisches dörfliches Geräusch. Es machte mir auch bewusst, wie dominant und wichtig das Pferd war und dass man sich um dessen Wohl bemühte.

Manchmal hatte ich allerdings auch Zweifel, ob die Bauern stets das Allgemeinwohl ihrer treuesten Helfer im Sinn hatten, wenn sie Peitschenhiebe austeilten. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass ein Pferd sich wohlfühlte, wenn es beim Ziehen monoton im Kreis herumlaufen musste. Dabei bewegte es draußen einen Pferdegöpel, das sog Rosswerk. Über ein Gestänge wurde in der Scheune eine Hexel-Maschine angetrieben. Sie lief also nur mit der Muskelkraft des Pferdes. Es gab keinen Stromanschluss.

Ein Pferdegespann nutzte ich wie einen Bus mit Freifahrtsschein für Fahrten von meinem Heimatort Theerwisch nach Rheinswein, um dort Milchprodukte und Fische zu kaufen. Es gab dort eine Molkerei und einen Fischer. Ein Pferdekutscher transportierte die

Milchkannen der Bauern täglich dorthin. Er nahm Personen aus unserem Dorf gern mit.

Im Winter fuhr er mit einem Pferdeschlitten, den fast alle Bauern besaßen. Die Pferde mussten dann zwar zeitweise durch hohen Schnee stapfen, aber mit weniger Muskelkraft. Die Pferdeschlitten wurden oft benutzt, weil auf den Straßen im Winter dauerhaft eine feste Schneedecke lag. Sie war auch für Rodelschlitten ein idealer Untergrund. Wir hatten dann oft viel Spaß, wenn wir unsere Rodelschlitten an den Pferdeschlitten anhängen durften und die Bauern mit uns Spazierfahrten machten.

Aus gegenwärtiger Sicht ist es kaum vorstellbar, dass alle geschilderten Arten der Fortbewegung nur mit der Zugkraft der Pferde ohne Auto-Verkehr und Lärm abliefen.

Mein Opa, Julius Meyke, war masurischer Bauer in Pilgramsdorf Kreis Neidenburg. In den Sommerferien besuchte ich ihn mehrmals. Im Zweispänner-Pferdewagen fuhr er regelmäßig zum Markt nach Neidenburg. Ich durfte ihn begleiten. Es war ein faszinierendes Erlebnis, die Betriebsamkeit auf dem Marktplatz zu beobachten. Der Anblick des Neuenburger Markttages war deshalb so eindrucksvoll, weil dort Pferd und Wagen als dominante Verkehrsmittel in Erscheinung traten. Statt parkender Autos standen dort im Randbereich des Platzes aufgereiht zahlreiche Pferde vor ihren Wagen, Futtertrögen und Trinkgefäßen. Der Anblick vermittelte eindrucksvoll, welche große Bedeutung das Pferd für die Landwirtschaft in Masuren hatte.

Auf der Heimfahrt aus Neidenburg lernte ich Opas Pferde als kluge Gewohnheitstiere kennen. Großpapa hatte mit befreundete-

ten Landmännernin einer Kneipe am Markt zu tief ins Schnaps-
glas geschaut. So stieg er beduselt auf den Kutschbock. Als er zu
schnarchen begann, schnappte ich mir die Zügel. Das war jedoch
gar nicht nötig.

Die schlaun Vierbeiner kannten den richtigen Weg und fanden ihn
ganz allein. Zu meinem Erstaunen verließen sie nach etwa zwei
Kilometern die Straße und hielten auf einem Parkplatz vor einer
Kneipe an, obwohl niemand „prrr“ gerufen hatte. Die Gäule ver-
hielten sich so selbständig, weil sie mit Opas Gewohnheiten bei
Stadtbesuchen vertraut waren. Überrascht war ich auch, als mein
Großpapa nach dem Stopp den Schlaf sofort beendete. In halb-
wegs klarer Sprache vernahm ich: „Hier löschen wir immer un-
seren Durst.“ Echten Durst hatten wohl nur die Pferde. Opa ver-
sorgte die Pferde mit Wassereimern, die an einer Pumpe standen.
In der Kneipe trank er ein Bier und ein Korn und ich eine Brau-
se. Den Rest des Weges durfte ich in der Dämmerung als stolzer
Kutscher zurücklegen, während Opa noch ein Nickerchen machte.

Opas Pferde spielten auch bei Feiern eine wichtige Rolle. Kutsch-
fahrten gehörten häufig dazu. Wenn er bei Besuchen mit meiner
Familie Spazierfahrten machte, konnte ich erkennen, dass er sehr
stolz auf seine Vierbeiner war.

Der Leseteufel



Hamilkar Schaß, mein Großvater, ein Herrchen von, sagen wir mal, einundsiebzig Jahren, hatte sich gerade das Lesen beigebracht, als die Sache losging.

Die Sache: darunter ist zu verstehen ein Überfall des Generals Wawrila, der unter Sengen, Plündern und ähnlichen Dreibastigkeiten aus den Rokitno-Sümpfen aufbrach und nach Masuren, genauer nach Suleyken, seine Hand ausstreckte. Er war, hol's der Teufel, nah genug, man roch gewissermaßen schon den Fusel, den er und seine Soldaten getrunken hatten. Die Hähne von Suleyken liefen aufgeregt umher, die Ochsen scharrten an der Kette, die berühmten Suleyker Schafe drängten sich zusammen – hierhin oder dorthin: worauf das Auge fiel, unser Dorf zeigte mannigfaltige Unruhe und wimmelnde Aufregung – die Geschichte kennt ja dergleichen.

Zu dieser Zeit, wie gesagt, hatte sich Hamilkar Schaß, mein Großvater, fast ohne fremde Hilfe die Kunst des Lesens beigebracht. Er las bereits geläufig dies und das. Dies: damit ist gemeint ein altes Exemplar des Masuren-Kalenders mit vielen Rezepten zum

Weihnachtsfest; und das: darunter ist zu verstehen das Notizbuch eines Viehhändlers, das dieser vor Jahren in Suleyken verloren hatte. Hamilkar Schaß las es wieder und wieder, klatschte dabei in die Hände, stieß, während er immer neue Entdeckungen machte, sonderbare dumpfe Laute des Jubels aus, mit einem Wort: die tiefe Leidenschaft des Lesens hatte ihn erfaßt. Ja, Hamilkar Schaß war ihr derart verfallen, daß er sich in ungewohnter Weise vernachlässigte; er gehorchte nur mehr einem Gebieter, welchen er auf masurisch den »Zatangä Zitai« zu nennen pflegte, was soviel heißt wie Leseteufel, oder, korrekter, Lesesatan.

Jeder Mann, jedes Wesen in Suleyken war von Schrecken und Angst geschlagen, nur Hamilkar Schaß, mein Großvater, zeigte sich von der Bedrohung nicht berührt; sein Auge leuchtete, die Lippen fabrizierten Wort um Wort, dieweil sein riesiger Zeigefinger über die Zeilen des Masuren-Kalenders glitt, die Form einer Girlande nachzeichnend, zitternd vor Glück.

Da kam, während er so las, ein magerer, aufgescheuchter Mensch herein, Adolf Abromeit mit Namen, der zeit seines Lebens nicht mehr gezeigt hatte als zwei große rosa Ohren.

Er trug eine ungeheure Flinte bei sich, trat, damit fuchtelnd, an Hamilkar Schaß heran und sprach folgendermaßen: »Du tätest«, sprach er, »Hamilkar Schaß, gut daran, deine Studien zu verschieben.

Es könnte sonst, wie die Dinge stehen, leicht sein, daß der Wawrila mit dir seine Studien treibt. Nur, glaube ich, wirst du nachher zersplisierter aussehen als dieses Buch. «

Hamilkar Schaß, mein Großvater, blickte zuerst erstaunt, dann ärgerlich auf seinen Besucher; er war, da die Lektüre ihn stets völlig benommen machte, eine ganze Weile unfähig zu einer Antwort.

Aber dann, nachdem er sich gefaßt hatte, erhob er sich, massierte seine Zehen und sprach so: »Mir scheint«, sprach er, »Adolf Abromeit, als ob auch du die Höflichkeit verlernt hättest. Wie könntest du mich sonst, bitte schön, während des Lesens stören. « — »Es ist«, sagte Abromeit, »nur von wegen Krieg. Ehrenwort. Wawrila, dem Berüchtigten, ist es in den Sümpfen zu langweilig geworden.

Er nähert sich unter gewöhnlichsten Grausamkeiten diesem Dorf. Und weil er, der schwitzende Säufer, schon nah genug ist, haben wir beschlossen, ihn mit unseren Flinten nüchtern zu machen. Dazu aber, Hamilkar Schaß, brauchen wir jede Flinte, die deine sogar besonders. «

»Das ändert«, sagte Hamilkar Schaß, »überhaupt nichts. Selbst ein Krieg, Adolf Abromeit, ist keine Entschuldigung für Unhöflichkeit. Aber wenn die Sache, wie du sagst, arg steht, könnt ihr mit meiner Flinte rechnen. Ich komme. «

Hamilkar Schaß küßte seine Lektüre, verbarg sie in einem feuerfesten Steinkrug, nahm seine Flinte und lud sich ein gewaltiges Stück Rauchfleisch auf den Rücken, und dann traten sie beide aus dem Haus.

Auf der Straße galoppierten einige der intelligenten Suleyker Schimmel vorbei, herrenlos, mit vor Furcht weit geöffneten Au-

gen, Hunde winselten, Tauben flohen mit panisch klatschendem Flügelschlag nach Norden – die Geschichte kennt solche Bilder des Jammers.

Die beiden bewaffneten Herren warteten, bis die Straße frei war, dann sagte Adolf Abromeit:

»Der Platz, Hamilkar Schaß, auf dem wir kämpfen werden, ist schon bestimmt. Wir werden, Gevatterchen, Posten in einem Jagdhaus beziehen, das dem nachmaligen Herrn Gonsch von Gonschor gehörte. Es ist etwa vierzehn Meilen entfernt und liegt an dem Weg, den Wawrila zu nehmen gezwungen ist. « – »Ich habe«, sagte mein Großvater, »keine Einwände. «

So begaben sie sich, nahezu wortlos, zu dem soliden Jagdhaus, richteten es zur Verteidigung ein, schnupften Tabak und bezogen Posten. Sie saßen, durch dicke Bohlen geschützt, vor einer Luke und beobachteten den aufgeweichten Weg, den Wawrila zu nehmen gezwungen war.

Sie saßen so, sagen wir mal, acht Stunden, als dem Hamilkar Schaß, der in Gedanken bei seiner Lektüre war, die Zehen derart zu frieren begannen, daß selbst Massage nicht mehr half. Darum stand er auf und sah sich um, in der Hoffnung, etwas zu finden, woraus sich ein Feuerehen machen ließe.

Er zog hier was weg und da was, kramte ein bißchen herum, prüfte, ließ fallen, und während er das tat, entdeckte er, hol's der Teufel, ein Buch, ein hübsches, handliches Dingchen.

Ein Zittern durchlief seinen Körper, eine heillose Freude rumorte in der Brust, und er lehnte hastig, wie ein Süchtiger, die Flinte an

einen Stuhl, warf sich, wo er stand, auf die Erde und las. Vergessen war der Schmerz der Kälte in den Zehen, vergessen war Adolf Abromeit an der Luke und Wawrila aus den Sümpfen: der Posten Hamilkar Schaß existierte nicht mehr.

Unterdessen, wie man sich denken wird, tat die Gefahr das, was sie so besonders unangenehm macht: sie näherte sich. Näherte sich in Gestalt des Generals Wawrila und seiner Helfer, die, sozusagen fröhlich, den Weg heraufkamen, den zu nehmen sie gezwungen waren.

Dieser Wawrila, ach Gottchen, er sah schon aus, als ob er aus den Sümpfen käme, war unrasiert, dieser Mensch, und hatte eine heisere Flüsterstimme, und natürlich besaß er nicht, was jeder halbwegs ehrliche Mensch besitzt – Angst nämlich. Kam mit seinen besoffenen Flintenschützen den Weg herauf und tat, na, wie wird er getan haben: als ob er der Woiwode von Szczylipin selber wäre, so tat er. Dabei hatte er nicht mal Stiefel an, sondern lief auf Fußlappen, dieser Wawrila.

Adolf Abromeit, an der Luke auf Posten, sah die Sumpfbagage herankommen; also spannte er die Flinte und rief:

»Hamilkar Schaß«, rief er, »ich hab' den Satan in der Kimme. « Hamilkar Schaß, wen wird es wundern, hörte diesen Ruf nicht. Nach einer Weile, Wawrila war keineswegs dabei stehengeblieben, rief er abermals: »Hamilkar Schaß, der Satan aus dem Sumpf ist da.« –

»Gleich«, sagte Hamilkar Schaß, mein Großvater, »gleich, Adolf Abromeit, komme ich an die Luke, und dann wird alles geregelt, wie sich's gehört. Nur noch das Kapitelehen zu Ende.« .

Adolf Abromeit legte die Flinte auf den Boden, legte sich dahinter und visierte und wartete voller Ungeduld. Seine Ungeduld, um nicht zu sagen: Erregung, wuchs mit jedem Schritt, den der General Wawrila näher kam. Schließlich, sozusagen am Ende seiner Nerven angekommen, sprang Adolf Abromeit auf, lief zu meinem Großvater, versetzte ihm – jeder Verständige wird's verzeihen – einen Tritt und rief: »Der Satan Wawrila, Hamilkar Schaß, steht vor der Tür.« –

»Das wird«, sagte mein Großvater, »alles geregelt werden zur Zeit. Nur noch, wenn ich bitten darf, die letzten fünf Seiten.«

Und da er keine Anstalten machte, sich zu erheben, lief Adolf Abromeit allein vor seine Luke, warf sich hinter die Flinte und begann dergestalt zu feuern, daß ein Spektakel entstand, wie sich niemand in Masuren eines ähnlichen entsinnen konnte.

Wiewohl er keinen von der Sumpfbagage hinreichend treffen konnte, zwang er sie doch in Deckung, ein Umstand, der Adolf Abromeit äußerst vorwitzig und waghalsig machte.

Er trat offen vor die Luke und feuerte, was die ungeheure Flinte hergab; er tat es so lange, bis er plötzlich einen scharfen, heißen Schmerz verspürte, und als er sich, reichlich betroffen, vergewisserte, stellte er fest, daß man ihn durch eines seiner großen rosa Ohren geschossen hatte.

Was blieb ihm zu tun? Er ließ die Flinte fallen, sprang zu Hamilkar Schaß, meinem Großvater, und diesmal sprach er folgendermaßen.

»Ich bin, Hamilkar Schaß, verwundet. Aus mir läuft Blut.

Wenn du nicht an die Luke gehst, wird der Satan Wawrila, Ehrenwort, in zehn Sekunden hier sein, und dann, wie die Dinge stehen,

ist zu fürchten, daß er Druckerschwärze aus dir macht.«

Hamilkar Schaß, mein Großvater, blickte nicht auf; statt dessen sagte er-. »Es wird, Adolf Abromeit, alles geregelt, wie es kommen soll. Nur noch, wenn ich bitten darf, zwei Seiten vom Kapitelehen.« Adolf Abromeit, eine Hand auf das lädierte Ohr gepreßt, sah sich schnell und prüfend um, dann riß er ein Fenster auf, schwang sich hinaus und verschwand im Dickicht des nahen Waldes.

Wie man vermuten wird: kaum hatte Hamilkar Schaß weitere Zeilen gelesen, als die Tür erbrochen ward, und wer kam hereinspaziert?

General Zoch Wawrila. Ging natürlich gleich auf den Großvater zu, brüllte heiser und lachte, wie er das so an sich hatte, und dann sagte er: »Spring auf meine Hand, du Frosch, ich will dich aufblasen.« Das war, ohne Zweifel, eine Anspielung auf seine Herkunft und seine Gewohnheiten. Doch Hamilkar Schaß entgegnete: »Gleich. Nur noch anderthalb Seiten.«

Wawrila wurde wütend und zog meinem Großvater eine über, und dann fühlte er sich bemüßigt, so zu sprechen-. »Ich werde dich jetzt, du alte Eidechse, halbieren. Aber ganz langsam.«

»Eine Seite nur noch«, sagte Hamilkar Schaß. »Es sind, bei Gottchen, nicht mehr als fünfunddreißig Zeilen. Dann ist das Kapitelchen zu Ende.«

Wawrila, bestürzt, beinahe nüchtern geworden, lieh sich von einem hinkenden Menschen aus seiner Begleitung eine Flinte,

drückte den Lauf auf den Hals des Hamilkar Schaß und sagte. »Ich werde dich, du stinkende Dotterblume, mit gehacktem Blei wegpusten. Schau‘ her, die Flinte ist gespannt.« – »Gleich«, sagte Hamilkar Schaß. »Nur noch zehn Zeilen, dann wird alles geregelt werden, wie es sein soll.«

Da packte, wie jeder Kundige verstehen wird, Wawrila und seine Bagage ein solch unheimliches Entsetzen, daß sie, ihre Flinten zurücklassend, dahin flohen, woher sie gekommen waren – dahin: damit sind gemeint die besonders trostlosen Sümpfe Rokitnos.

Adolf Abromeit, der die Flucht staunend beobachtet hatte, schlich sich zurück, trat, mit seiner Flinte in der Hand, neben den Lesenden und wartete stumm. Und nachdem auch die letzte Zeile gelesen war, hob Hamilkar Schaß den Kopf, lächelte selig und sagte: »Du hast, Adolf Abromeit, scheint mir, etwas gesagt?«

* Ursprüngliche Schreibweise

Aus: „So zärtlich war Suleyken“

Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1995

Illustriert von Eduard Prüssen

Światowy Dzień Książki i Praw Autorskich 2025

– co warto o nim wiedzieć?

Światowy Dzień Książki i Praw Autorskich to święto organizowane przez UNESCO. W tym roku obchodzi ono 30. rocznicę swojego istnienia, choć sam pomysł jego utworzenia pojawił się już wiele lat wcześniej, bo w 1926 roku. Organizatorzy chcieli uczcić w ten sposób znaczenie, jakie w naszym życiu odgrywa literatura, oraz promować ideę czytelnictwa.

Święto to tradycyjnie obchodzone jest 23 kwietnia.. **To właśnie tego dnia przypada data śmierci bądź narodzin wielu najwybitniejszych twórców literatury światowej**, w tym Williama Szekspira, Miguela de Cervantesa, Maurice'a Druona czy Vladimira Nabokova.

Pierwszym miastem w Polsce, który otrzymał tytuł Światowej Stolicy Książki UNESCO, był **Wrocław**. Miało to miejsce w 2016 roku. Wówczas w stolicy Dolnego Śląska odbyło się wiele wydarzeń promujących literaturę – w tym wieczory autorskie, konferencje czy spotkania z aktorami odczytującymi fragmenty prozy i poezji.

Książki są niezbędnym środkiem dostępu, przekazywania i promowania edukacji, nauki, kultury i informacji na całym świecie” – zauważa UNESCO. Z tej okazji UNESCO co roku wybiera Światową Stolicę Książki, w 2025 roku tytuł Światowej Stolicy Książki otrzymało **Rio de Janeiro w Brazylii** .

Najczęściej mówimy „Światowy Dzień Książki”, zapominając że pełna nazwa tego święta brzmi inaczej. Uwadze może umykać

druga część – **prawa autorskie**. Prawo autorskie to prawo twórcy do wyłącznego dysponowania swoją twórczością. Twórca może swoje dzieło podarować, może je za darmo rozpowszechnić, ale może je także udostępniać w sposób komercyjny i czerpać zyski ze sprzedaży. Prawo chroni wszelką własność intelektualną i materialną każdego z nas. To bardzo ważne dla twórców, rozwoju kultury, nauki i techniki. Dziś mamy do czynienia z fenomenem rozwijającego się błyskawicznie i zmieniającego naszą komunikację i formy naszego działania – AI. Sztuczna inteligencja znacząco obniżyła poziom ochrony praw autorskich, gdyż stworzyła powszechnie dostępne i tanie narzędzia sprzyjające reprodukcji treści, obrazów czy muzyki. W tej sytuacji jeszcze bardziej istotna staje się świadomość tego, jak ważne są prawa autorskie i ich skuteczna ochrona.

Jaki był temat Światowego Dnia Książki w 2025 roku?

Tegoroczny temat, „Czytaj po swojemu”, zachęca dzieci do odkrywania czytania w sposób, który wydaje im się najbardziej naturalny i angażujący — czytania na głos przed lustrem, opowiadania historii własnymi słowami lub używania ekspresyjnego języka, aby tchnąć życie w książki.

„25 książek w 2025 roku”?

25 książek w 2025 roku to zabawne wyzwanie czytelnicze, w którym możesz wybrać 25 książek i spróbować przeczytać je wszystkie w ciągu 2025 roku

.Ile minut dziennie czytać książki?

Nawet sześć minut czytania dziennie może zmniejszyć częstość akcji serca i napięcie mięśni. Tak więc twoja ulubiona książka nie tylko relaksuje cię psychicznie, ale także fizycznie – wskazują na-

ukowcy. Czytanie pomaga zapomnieć o codziennych kłopotach. I nie chodzi o to, żeby zmuszać się do czytania 100 stron książki.

Od 2001 roku obchodzony jest **Ogólnopolski Dzień Głośnego Czytania**. Święto zostało ustanowione 29 września, a inicjatorem jego utworzenia była **Polska Izba Książki**. Ogólnopolski Dzień Głośnego Czytania to okazja do świętowania i promowania wartości, jakie niesie ze sobą czytanie na głos. Jest to również doskonały moment, aby przypomnieć sobie o zaletach czytania, takich jak: **wzbogacanie słownictwa i rozwijanie umiejętności językowych, rozwijanie empatii i zrozumienia dla innych**

Akcja Narodowego Czytania została zainicjowana przez Parę Prezydencką Annę i Bronisława Komorowskich w 2012 roku wspólną lekturą *Pana Tadeusza* Adama Mickiewicza.

Od tego czasu co roku na początku września odbywa się Narodowe Czytanie utworu wybranego przez Parę Prezydencką. Do tej pory były to m.in. *Lalka* Bolesława Prusa, *Quo Vadis* Henryka Sienkiewicza, *Nad Niemnem* Elizy Orzeszkowej, wybór noweli polskich czy *Moralność Pani Dulskiej* Gabrieli Zapolskiej. **W 2024 roku czytana lekturą był *Kordian* Juliusza Słowackiego.**

W 2025 roku **Ogólnopolski Dzień Głośnego Czytania** odbędzie się 29 września.

<https://www.printoteka.pl>

<https://www.printoteka.pl/>

<https://pik.org.pl/>

Pociągiem po Warmii i Mazurach

Otwarcie nowego Dworca Głównego w Olsztynie, po wielu latach przeciągania liny pomiędzy różnymi instytucjami z związanymi z jego budową, skłania do przyjrzenia się stanowi obecnemu i perspektywom kolejnictwa w regionie.

Sama bryła zewnętrzna budynku dworcowego może wprawdzie budzić pewne kontrowersje, podobnie jak upchnięcie kas biletowych w ciemnym podziemiu, ale tak czy inaczej można mówić w Olsztynie o nowych wymiarach podróżowania.

Największym udogodnieniem związanym z modernizacją peronów jest zainstalowanie wind i schodów ruchomych, które mimo stosunkowo częstych awarii ułatwiają bardzo życie podróżujących. Rozbudowa torowisk, ich wydłużenie i zwiększenie liczby torów postojowych, umożliwi docieranie do Olsztyna znacznie większej liczby pociągów w ciągu doby, a także pojawienie się na tej stacji znacznie dłuższych składów jak dotychczas.

Warto podkreślić, że obecnie wnętrza Dworca Głównego i jego przyległości nie odbiegają wyglądem od wielu innych nowoczesnych budowli tego typu w Europie.

Podobne zmiany na lepsze zaszły także na dworcu w trzecim co do wielkości mieście Warmii i Mazur, a mianowicie w Ełku. Tamtejsza przebudowa związana jest głównie z modernizacją szlaków kolejowych prowadzących do tego miasta, a także z rozbudową szynowego korytarza transportowego o nazwie Rail Baltica, prowadzącego w przyszłości w kierunku Litwy, Łotwy, Estonii a nawet Finlandii.

Ważną rzeczą dla Ełku było oddanie niedawno zmodernizowanego

odcinka w kierunku Giżycka. W nieodległej przyszłości cała trasa kolejowa Ełk– Giżycko - Kętrzyn - Korsze ma zostać zelektryfikowana, poza tym mają powstać dodatkowe perony i mijanki na niektórych dworcach, co ma znacznie skrócić czas przejazdu na tej trasie.

Dla mieszkańców Giżycka oznacza to również stworzenie możliwości szybszego dotarcia w głąb kraju – zarówno przez Ełk jak i przez Olsztyn. Już teraz Giżycko zyskało sezonowe połączenie z Warszawą i Krakowem (pociąg „Hańcza”). Pociągi dalekobieżne, jadące z Białegostoku do Olsztyna i Gdańska, kursują obecnie drogą okrężną przez Pisz i Szczytno. Po zakończeniu wszystkich prac, co planowane jest wstępnie już na przyszły rok, mają powrócić na swoje stare trasy. Tymczasem mieszkańcy wymienionych tu jako ostatecznie miejscowości domagają się ich pozostawienia, albowiem przez kilka ostatnich lat zdążyli się już przyzwyczaić do ich obecności.

A warto dodać, że przez te tak malowniczo położone miejscowości nie kursowały przez lata żadne pociągi dalekobieżne, co było najpierw związane z zawieszeniem funkcjonowania tej linii kolejowej, a później z uruchomieniem tam jedynie pociągów regionalnych łączących Ełk z Olsztynem przez Puszcę Piską. Miejmy nadzieję, że mieszkańcy miejscowości położonych przy tym szlaku w przyszłości nie będą jednak wykluczeni komunikacyjnie, co jak wiadomo może mieć zgubne skutki nie tylko dla samopoczucia, ale także negatywnie odbić się na rozwoju gospodarczym.

Istotne dla likwidacji białych plam na mapie komunikacyjnej regionu było przywrócenie połączeń kolejowych na trasie Braniewo-Olsztyn (przez Pieniężno i Ornetę) oraz wydłużenie ich w

kierunku Szczytna i Chorzel, leżących skądinąd już na terenie województwa mazowieckiego. W efekcie stwarza to możliwość podróżowania z przesiadką do Ostrołęki, a stamtąd dalej w kierunku Białegostoku i Warszawy.

Wszystko to są to dobre przykłady ukazujące systematyczny rozwój transportu szynowego na Warmii i Mazurach. Z uwagi na specyfikę położenia nie da się tego porównać z dokonaniem na terenie województwa dolnośląskiego, gdzie działa nie tylko wiele połączeń krajowych, lecz także transgranicznych (do Niemiec i Czech). Jest to w pierwszym rzędzie ogromną zasługą tamtejszych Kolei Dolnośląskich, które powzięły ambitny plan reaktywacji istniejącej tu niegdyś gęstej siatki połączeń kolejowych, zlikwidowanych w trakcie tak zwanej transformacji ustrojowej w Polsce po roku 1989.

Koleje Dolnośląskie pierwszy sukces odniosły kilkanaście lat temu, gdy przywróciły połączenie kolejowe do leżącej opodal Wrocławia Trzebnicy. Połączenie to okazało się bowiem strzałem w dziesiątkę, albowiem korzysta z niego wiele osób na co dzień dojeżdżających do Wrocławia. Kolejnym spektakularnym dokonaniem tej spółki było odtworzenie linii kolejowej do Bielawy, następnie do Świeradowa, Jedliny Zdrój, a ostatnio do Karpacza. Należy przypomnieć, że ten słynny kurort zimowy posiadał w okresie przedwojennym połączenie pociągami elektrycznymi z Jelenią Górą, a dzięki temu również z Berlinem. W planach spółka Koleje Dolnośląskie ma także reaktywację linii kolejowych no innych miast i miasteczek regionu, między innymi do Złotoryi, Kowar, Piławy Górnej i Łądką Zdroju. W tym ostatnim przypad-

ku jest to prawdziwe wyzwanie, gdyż infrastruktura kolejowa w tym miejscu została bardzo mocno zniszczona po powodzi jesienią 2024 roku.

Na Warmii i Mazurach istnieje potrzeba reaktywowanie linii kolejowej prowadzącej przez samo serce regionu, czyli przez Biskupiec, Mrągowo i Orzysz. Mieszkańcy tych miejscowości z rozrzewnieniem wspominają niegdysiejsze połączenia nie tylko z Olsztynem, lecz także w sezonie z Warszawą, Łodzią i Poznaniem.

Ograniczenie transportu kołowego na rzecz zrównoważonego rozwoju ma przecież szczególne znaczenie w regionie określanym niekiedy jako zielone płuca Polski.

Inna sprawa, nie zawsze spotyka się to ze zrozumieniem, czego dowodem jest niedawna decyzja władz miejskich o nierozwijaniu w najbliższych latach transportu szynowego w Olsztynie.

Grzegorz Supady

**PIERWSZA Z MAZURSKICH HISTORII
SIEGFRIEDA LENZA**

OPĘTANY CZYTELNIK



***Hamilkar Schass, mój dziadek, jegomość – przynajmy
liczący już sobie siedemdziesiąt jeden lat, właśnie przyswoił so-
bie sztukę czytania, kiedy wydarzyła się ta sprawa.***

Przez słowo „sprawa” należy rozumieć napaść generała Wawry-
ły, który pustosząc ogniem, plądrując i dokonując tym podobnych
bezceństw ruszył od rokitnowskich bagien, wyciągając swoją łapę
w kierunku Mazur, ściślej mówiąc po Sulejki. A był on, niech to
licho porwie, już na tyle blisko, że niemal czuto się siwuchę, którą
żłopali – on i jego żołdaci. Sulejkowskie koguty latały spłoszone
wkoło, woły szurały łańcuchami, sławetne sulejowskie owce zbi-
jały się tu i tam w stadka – gdzie okiem rzucić wioska objawiała
niepokój o różnym nasileniu, tudzież wszechobecne podenerwo-
wanie – historia zna wszak podobne nastroje.

W tym to właśnie czasie, jak się rzekło, Hamilkar Schass, mój
dziadek, niemalże bez cudzej pomocy przyswoił sobie sztukę czy-
tania. No i czytał już biegle to i owo. Pod określeniem „to” należa-
ło rozumieć stary egzemplarz Kalendarza Mazurskiego z licznymi

przepisami na święta Bożego Narodzenia, „owo” zaś odnosiło się do notatnika pewnego handlarza bydłem, który to notatnik handlarz ów zgubił był przed laty w Sulejkach. Hamilkar Schass czytał swą lekturę wciąż od nowa w kółko, poklaskiwał przy tym, a dokonując coraz to nowych odkryć, wydawał osobliwe, przytłumione dźwięki radości – jednym słowem pasja czytelnicza porwała go z kretesem. I istotnie, Hamilkar Schass uległ jej tak dalece, że wszystko inne zaniedbał w sposób niesłychany, słuchał teraz wyłącznie jednego władcy, którego zwykł był nazywać po mazursku Zatangii Zitai – albowiem ten to czytelniczy diabeł, albo ściślej mówiąc – szatan, go opętał.

Wszelki człowiek, wszelkie stworzenie w Sulejkach ledwo żyło z przerażenia i strachu, jedynie Hamilkar Schass, mój dziadek, zdawał się być nieporuszony tym zagrożeniem; wzrok jego promieniał, wargi składały słowo za słowem, przy czym ogromny wskazujący palec, kreśląc formę girlandy, przesuwiał się linijka po linijce w Kalendarzu Mazurskim, drżąc ze szczęścia.

I otóż kiedy tak czytał, zjawił się u niego wystraszony chudzina nazwiskiem Adolf Abromeit, który przez całe swoje życie nie wykazał się niczym więcej prócz dwojga wielkich różowych uszu. Miał przy sobie ogromną flintę i wymachując nią podszedł do Hamilkara Schassa, po czym odezwał się w te słowa:

– Lepiej byś zrobił – powiedział – gdybyś odłożył te swoje studia. Bo w przeciwnym razie może się łącno zdarzyć, zważywszy jak sprawy stoją, że Wawryła postudiuje sobie razem z tobą. Tylko że wtedy, jak mi się zdaje, ty będziesz bardziej w strzępach niż ta książka.

Hamilkar Schass, mój dziadek, spojrział na swego gościa najpierw ze zdziwieniem, a potem z irytacją – przez dłuższą chwilę nie był

zdolny do żadnej odpowiedzi, albowiem lektura zawsze wciągała go bez reszty. Ale po chwili, kiedy już wrócił do siebie, wyprostował plecy i rozmasowując sobie palce u nóg tak odparł:

– Wydaje mi się, Adolfie Abromeicie, żeś i ty zapomniał, co to grzeczność. Bo inaczej jakżebyś mógł, proszę ja ciebie, przeszkadzać mi w czytaniu?

– To tylko – wyjaśnił Abromeit – z powodu wojny. Słowo honoru. Wawryle, temu ostawionemu zbirowi, zrobiło się zbyt nudno na bagnach. Zbliża się on do naszej wioski, wyczyniając najokropniejsze bezeceństwa. A że jest już ten spotniały opój nazbyt blisko, postanowiliśmy otrzeźwić go za pomocą naszych flint. Ale do tego, Hamilkarze Schassie, potrzebujemy każdej flinty, a twojej bodaj w szczególności.

–To bynajmniej nie zmienia istoty rzeczy – odparł Hamilkar Schass. – Nawet wojna, Adolfie Abromeicie, w żaden sposób nie usprawiedliwia niegrzeczności. No ale skoro sprawy, jak powiadasz, stoją kiepsko, możecie liczyć na moją flintę. Przybędę.

Hamilkar Schass złożył pocałunek na swojej lekturze, schował do ogniotrwałego kamionkowego naczynia, wziął flintę, załadował sobie na plecy spory poćwę wędzonki, po czym obaj wyszli z domu. Obok nich przemknęło w galopie parę inteligentnych sulejkowskich siwków – teraz bezpańskich – ze ślepiami wybałuszonymi z przerażenia, psy skamlały, gołębie z panicznym trzepotem skrzydeł uciekały na północ – słowem popłoch i groza, historia zna tego rodzaju widoki.

Obaj uzbrojeni jegomości odczekali więc, aż droga będzie wolna, po czym Adolf Abromeit oznajmił:

–Miejsce, Hamilkarze Schassie, w którym będziemy walczyć, jest już ustalone. Obejmiemy, kumie, posterunek w domku myśliw-

skim, w tym, który należał do późniejszego pana Gąsia von Gąsiora. Domek ten znajduje się jakieś czternaście mil stąd i stoi przy drodze, którą zmuszony będzie pójść Wawryła.

–Nie mam zastrzeżeń – odparł mój dziadek.

I tak udali się, nie wyrzekłszy już bodaj słowa, do owego solidnego domku myśliwskiego, tam poczynili przygotowania do obrony, zażyli tabaki i zajęli posterunki. Siedzieli osłonięci grubymi belkami i przez okienko w dachu obserwowali rozmokłą drogę, którą miał nadejść Wawryła. Siedzieli tak, no, powiedzmy, jakieś osiem godzin, aż Hamilkarowi Schassowi, który myślami był przy lekturze, zaczęły marznąć palce u nóg i to do tego stopnia, że już nawet masowanie nie pomagało. Dlatego też rozprostował się i rozejrzał w nadziei, że znajdzie coś, z czego można by wykrzesać jakiś ogieniek. Stąd coś wyciągnął, stamtąd coś, grzebał trochę po kątach, sprawdzał, odrzucał i pośród tego wszystkiego odkrył, niech to lichy porwie, książkę – ładniutki tomik w sam raz do ręki. Przeniknął go dreszcz od stóp do głów, przemożna radość załomotała mu w piersi, z miejsca oparł flintę o jakiś stołek, po czym jak opętany rzucił się na ziemię tam gdzie stał i pograżył się w lekturze. W zapomnienie poszedł dokuczliwy ziąb w palcach, w zapomnienie poszedł Adolf Abromeit warujący przy okienku i Wawryła nadciągający od bagien. Posterunek, na którym stał Hamilkar Schass, przestał istnieć.

Tymczasem zaś, jak można się tego domyślić, niebezpieczeństwo czyniło to, co sprawia, że jest ono tak szczególnie nieprzyjemne: oto zbliżało się. Zbliżało się w osobie generała Wawryły i jego żołnierzy, którzy, jak by to określić, niefrasobliwie nadciągali tą drogą, jaka zmuszeni byli obrać. A onże Wawryła, mój ty Boże, ten to ci dopiero wyglądał, jakby zaiste wylazł z bagien: byt nieogo-

jakżeby inaczej, jakby był samym wojewoda ze Szczylipina, tak się właśnie zachowywał. A co więcej, nawet butów nie miał, szedł w samych tylko onucach onże Wawryła.

Adolf Abromeit trwający przy okienku na posterunku ujrzał nadciągającą z bagien hałastrę: odwiódł więc kurek flinty i zawołał:

– Hamilkarze Schassie! Mam tego diabła na muszce!

Ale Hamilkar Schass, co nikogo chyba nic zdziwi, nie usłyszał tego okrzyku. Po chwili – albowiem w żadnym razie nie wyglądało na to, że Wawryła zamierza się zatrzymać – Adolf Abromeit zawołał ponownie:

–Hamilkarze Schassie, ten diabeł z bagien jest tutaj!

–Zaraz – odparł Hamilkar Schass, mój dziadek –zaraz, Adolfie Abromeicie, podejść do okienka, a potem już wszystko będzie załatwione jak należy. Tylko jeszcze ten rozdzielik do końca.

Adolf Abromeit położył flintę na podłodze i ułożywszy się za nią obserwował i czekał pełen niecierpliwości. A jego zniecierpliwienie, żeby nie powiedzieć zdenerwowanie, wzrastało z każdym krokiem w miarę zbliżania się generała Wawryły. Wreszcie, kiedy – jak by to rzec – nerwy mu nie wytrzymały, Adolf Abromeit zerwał się, podbiegł do mojego dziadka, wymierzył mu – każdy rozumny człek mu to wybaczy – kopniaka i zawołał: –Hamilkarze Schassie, ten diabeł Wawryła jest tuż, tuż!

– Wszystko będzie załatwione – odparł na to mój dziadek –w swoim czasie. Tylko jeszcze, jeśli łaska, ostatnie pięć stroniczek.

A że nie uczynił nic, co by wskazywało na to, że się podniesie, Adolf Abromeit sam podbiegł do okienka, przypadł do swojej flinty i przygrzał z niej tak, że powstało widowisko, jakiego najstarsi ludzie na Mazurach nie pamiętali. I chociaż nikogo z owej hałastry z bagien nie zdołał trafić, to jednak zmusił ich do tego, by przyjęli

pozycję krycia się, ta zaś okoliczność sprawiła, że Adolf Abromeit rozzuchwiał się w najwyższym stopniu i poszedł na całego. Ukazał się odsłonięty w okienku i dawał ognia, na ile tylko pozwalała mu ogromna flinta: czynił to zaś dopóty, dopóki nie poczuł zniecka ostrego, piekącego bólu, a kiedy nader oszołomiony sprawdził, co się stało, stwierdził, że przestrelono mu jedno z jego wielkich różowych uszu. Cóż więc pozostało mu uczynić? Upuścił flintę, dat susa w stronę mojego dziadka Hamilkara Schassa i tak do niego przemówił:

–jestem ranny, Hamilkarze Schassie. Uchodzi ze mnie krew. Jeśli nie podejdziesz do okienka, ten diabeł Wawryła, słowo daję, będzie tu w dziesięć sekund, a wtedy, zważywszy jak sprawy stoją, należy obawiać się, że zrobi z ciebie farbę drukarska.

Hamilkar Schass, mój dziadek, nawet nie podniósł wzroku, odparł jedynie:

–Wszystko będzie załatwione jak trzeba. Jeszcze tylko, jeśli łaska, te dwie stroniczki rozdziału.

Adolf Abromeit, przyciskając ręką zranione ucho, rozejrzał się szybko i bacznie wokoło, po czym raz dwa otworzył okno, wyskoczył i zniknął w gęstwie pobliskiego lasu.

I jak byto do przewidzenia: zaledwie Hamilkar Schass przeczytał parę dalszych linijek, drzwi runęły i kto wkroczył? General Zoch Wawryła. Ruszył oczywiście od razu w stronę mojego dziadka, wydając ochryply ryk, po czym zarechotał, jak to miał w zwyczaju i warknął:

–Skocz no mi tu, żabo, na rękę, to cię nadmucham. Wyrażeniem tym bez wątpienia nawiązał do swego pochodzenia i swoich nawyków.

Ale Hamilkar Schass odparł:

–Zaraz. Jeszcze tylko półtorej strony. – Wawryła zapienił się ze złości i wymierzył kopniaka mojemu dziadkowi, po czym bez ogródek zapowiedział:

–Teraz cię przepołowię, ty stara jaszczurko. I to całkiem powolutku.

– Jeszcze tylko jedną stronę – odparł Hamilkar Schass. – Tu nie ma więcej dalibóg niż trzydzieści pięć linijek. Na tym już się rozdział kończy.

Wawryła wytrącony z równowagi nieomalże wytrzeźwiał, porwał strzelbę od jakiegoś kulejącego człeka ze swojej obstawy, przyłożył lufę do karku Hamilkara Schassa i wycedził:

– Ja cię tu, ty śmierzący kaczeńcu, zmiotę stąd drobnym śrutem. Patrz no, strzelba jest gotowa do strzału.

–Zaraz – odrzekł Hamilkar Schass. – Jeszcze tylko dziesięć linijek, a potem już wszystko będzie załatwione jak trzeba.

Wtedy – co zrozumie każdy rozsądny człowiek – Wawryłę i całą tę jego hałastrę zatkało do tego stopnia, że porzuciwszy swoje strzelby czmychnęli tam, skąd przyszli – pod określeniem „tam» należy rozumieć owe okryte ponurą sławą rokitnowskie bagna.

Adolf Abromeit, który w zdumieniu obserwował tę ucieczkę, podkraść się z powrotem, podszedł z flintą w ręku do czytającego i czekał w milczeniu. A kiedy już i ta ostatnia linijka została przeczytana, Hamilkar Schass podniósł głowę, uśmiechnął się błogo i zapytał:

– Zdaje mi się, Adolfie Abromeicie, żeś coś mówił?

Max Toeppen

W Wydawnictwie Uniwersytetu Gdańskiego w roku 2024 ukazała się książka autorstwa profesora Mirosława Ossowskiego zatytułowana „Max Toeppen (1822-1893). Historyk, filolog, dyrektor gimnazjalny”.

Toeppen był autorem wielu publikacji, z których kilka w ostatnich latach zostało przyswojonych polszczyźnie. Najbardziej znanym dziełem tego uczonego jest wydana po raz pierwszy w roku 1870 książka zatytułowana „Geschichte Masurens – Ein Beitrag zur preußischen Landes- und Kulturgeschichte.”.

Przekład polski tego ważnej publikacji ukazał się w roku 1995 w Olsztynie nakładem Wspólnoty Kulturowej Borussia.

Autorami tłumaczenia i opracowania byli Małgorzata Szymańska-Jasińska oraz Grzegorz Jasiński. Po upływie niemal trzech dekad profesor Jasiński stał się też recenzentem publikacji profesora Ossowskiego. Fragment jego recenzji, zamieszczony na okładce książki, niezwykle trafnie odzwierciedla zawartość tego nowatorskiego opracowania, dlatego warto go tutaj przytoczyć.

Wybór postaci Maxa Toeppena i jego dokonań naukowych jako przedmiotu badań wydaje się jak najbardziej celowy. Napisałem „postaci”, gdyż praca profesora Mirosława Ossowskiego nie przynosi jedynie analizy twórczości pruskiego historyka.

Dorobek naukowy został bowiem przedstawiony w szerokim kontekście całego życia Toeppena.

Do tej pory zajmowano się Toeppenem głównie jako naukowcem, nie omawiano bardziej szczegółowo jego pracy pedagogicznej. W książce zaprezentowano biografię autora „Historii Mazur”,.. Do tej pory zajmowano się Toeppenem głównie jako naukowcem, nie omawiano bardziej szczegółowo jego pracy pedagogicznej.

W książce zaprezentowano biografię autora „Historii Mazur”, od rozpoczęcia nauki w szkole średniej po kolejne etapy życia zawodowego, aż do emerytury.

Takie ujęcie tematyki uważam za istotny walor recenzowanej monografii, ponieważ jej autor nie ograniczył się do analizy dzieł twórcy, a przedstawił go jako człowieka.

Z tekstu wyłania się dość szczegółowy obraz pewnego fragmentu epoki, gdyż profesor Ossowski przybliżył nam działanie ówczesnego systemu oświatowego na szczeblu wyższym, funkcjonowanie gimnazjów, stosowane wówczas metody dydaktyczne, a także nastroje i stosunki panujące w gronie pedagogicznym, jego reakcje (w tym oczywiście i naszego bohatera) na rozgrywające się wtedy wydarzenia.

Ossowski bardzo przejrzysto podzielił zawartość swojej książki, a mianowicie według poszczególnych etapów życia Toeppena, które były wyznaczone przez kolejne miasta, w których przyszło mu żyć i pracować:

Królewiec (1822-1848), Elbląg (1848-1850), Poznań (1850-1854), Olsztynek (1854-1869), Kwidzyn (1869-1882) i ponownie Elbląg (1882-1893).

dwóm z tych miast: Olsztynkowi („Geschichte des Amtes und der Stadt Hohenstein”, 1859) i Kwidzynowi („Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten”, 1875). Polskiego przekładu doczekało się opracowanie „Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten”, 1875). Polskiego przekładu doczekało się opracowanie „Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten” dotyczące Olsztynka.

A sam biograf w ten sposób sformułował naukowe przesłanki przyświecające idei powstania jego publikacji;

Autor [...] postawił sobie za cel m.in. znalezienie odpowiedzi na pytanie, stawiane niekiedy przez historyków, dlaczego Toeppen porzucił marzenia o karierze akademickiej i podjął pracę jako nauczyciel gimnazjalny, w której realizował się jednocześnie jako pedagog i naukowiec.

Jednak nadrzędnym zadaniem było odtworzenie i przedstawienie w usystematyzowanej formie całego, nieco zawikłanego, lecz spełnionego, życia tego badacza oraz pokazanie procesu powstawania jego niezwykle bogatego dorobku.

Toeppen był bowiem człowiekiem wyjątkowym, charyzmatycznym, godnym uwagi także ze względu na jego zaangażowanie w działalność pedagogiczną i pracę prężnie rozwijających się za jego czasów towarzystw naukowych (S. 10).

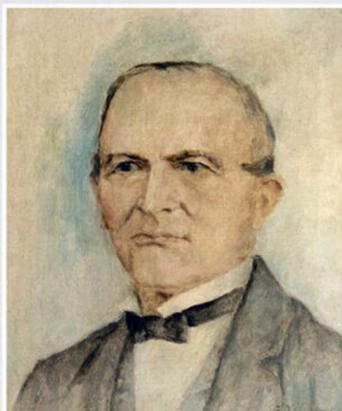
Powyższe słowa mogą stanowić najlepszą rekomendację do zapoznania się z życiem, działalnością i pracami naukowymi Maxa Polluxa Toeppena, tym bardziej że monografia ta, stworzona z zachowaniem wszelkich uwarunkowań stawianych przez rygory naukowe, prezentuje bohatera w sposób żywy, również w różnych

sytuacjach dnia codziennego.

W końcowej części swojej książki autor stwierdza, że na pogrzebie, który odbył się na nieistniejącym już cmentarzu protestanckim Najświętszej Marii Panny w Elblągu, odśpiewano pieśń „Es ist bestimmt in Gottes Rat” (To Bóg tak postanowił) do muzyki Feliksa Mendelssohna-Bartholdy’ego. Pierwszą zwrotkę tego utworu warto tu zacytować:

*Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muss scheiden, ja scheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt,
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden, als Scheiden, ja Scheiden!*

Grzegorz Supady



Mirosław Ossowski

Max Toeppen

(1822–1893)

Historyk, filolog,
dyrektor gimnazjalny

Wydawnictwo
Uniwersytetu Gdańskiego

Foto: gazeta.ug.edu.pl/nowosci-w-wydawnictwie-uniwersytetu-gdanskiego

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt. Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Die Delegation mit polnischen Kriegsveteranen am Denkmal des polnischen Soldaten und des deutschen Antifaschisten (Virchowstraße), fot. © Arkadiusz Łuba S.9



Mit dem Zug durch Ermland und Masuren/Pociągiem po Warmii i Mazurach S. 24

Foto: Zbigniew Woźniak Gazeta Olsztyńska 23-12-2024